

**»ICH KANN
QUEER
UND ICH
KANN
FEMININ
SEIN«**





Diskutierende Vapaux,
Yaghoobifarah

SPIEGEL-GESPRÄCH Hengameh Yaghoobifarah provoziert mit einem eigenwilligen Äußeren, Valentina Vapaux entspricht den gängigen Schönheitsnormen. Beide haben im vergangenen Jahr ihr erstes Buch veröffentlicht. Hier diskutieren sie darüber, wie politisch Mode ist und was Kleidung mit Emanzipation zu tun hat.

Yaghoobifarah, 31, wurde bekannt durch eine »taz«-Kolumne, in der Yaghoobifarah die Polizei auf die Müllhalde wünschte. Yaghoobifarah identifiziert sich weder als Mann noch als Frau, sondern als non-binär, was die Verwendung eines Promomens wie »er« oder »sie« ausschließt. 2021 erschien Yaghoobifarahs Roman »Ministerium der Träume«.

Vapaux, 21, heißt eigentlich Anna Valentina Plesnar, sie war Podcasterin für den SWR, schreibt Gedichte und Essays für das englischsprachige Magazin »title«. Ihr Debüt »Generation Z« war im vorigen Jahr ein SPIEGEL-Bestseller.

SPIEGEL: Frau Vapaux, Hengameh Yaghoobifarah, welches Kleidungsstück beschreibt Sie am besten?

Vapaux: Ein Rock, würde ich sagen.

SPIEGEL: Warum?

Vapaux: Der Rock ist einerseits etwas traditionell Weibliches, andererseits kommt ihm eine Schlüsselrolle in der Emanzipation der Frauen zu. Über Jahrhunderte nahm der Rock ihnen die Bewegungsfreiheit, sie konnten damit nicht reiten oder Rad fahren. Der Minirock hingegen stand in den Sechzigern für sexuelle Befreiung.

SPIEGEL: Erleben Sie beides: Freiheit – aber auch Diskriminierung?

Vapaux: Es ist eher so, dass ich falsch eingeschätzt werde. Mittelalte Männer nehmen mich häufig nicht ernst, ich werde als sehr naiv und dumm gelesen, noch bevor ich ein Wort gesagt habe. Ich glaube, zwischen meinem Äußeren und diesen Personen findet ein stummer Dialog statt, durch den sie sich ein Urteil bilden. Aber ich provoziere das mit meinem Aussehen auch, deshalb würde ich nicht von Diskriminierung sprechen. Es ist ja nichts, was ich nicht selbst ändern könnte. Es geht viel mehr um Selbstermächtigung: Ich möchte mit der Vorstellung brechen, dass hyperfeminine Frauen nicht intellektuell sein können.

SPIEGEL: Heute tragen Sie einen weißen Rock.

Vapaux: Es ist ein Tüllrock mit einem Corsage-Element. Beides diente früher dazu, den weiblichen Körper in die vom Mann gewünschte Form zu bringen. Die Corsage schnürte ihn ein, der Tüllrock sollte die Hüf-

Das Gespräch führte der Redakteur Sebastian Späth in Berlin.

te betonen und die Taille schmaler wirken lassen. Kleidung war ein Mittel, um Frauen zu beherrschen. Für mich ist es befreiend, dass ich dieses Outfit heute selbstbestimmt und offen sichtbar tragen kann, ohne dass es etwas von Unterdrückung hat.

SPIEGEL: Hengameh Yaghoobifarah, welches Kleidungsstück beschreibt Sie am besten?

Yaghoobifarah: Pantoffeln.

SPIEGEL: Pantoffeln?

Yaghoobifarah: Und zwar so richtig klobige. Das können Clogs sein, das können Crocs sein, Mules oder Birkenstocks, aber auch halbohohe Pleaser mit ganz viel Plüsch. Es fällt mir schwer, mich auf einen Style festzulegen, ich mag mich auch nicht zwischen Herren- oder Damenschuh entscheiden. Mir ist es wichtig, dass ich zwischen hyperfeminin und maskulin hin- und her-switchen kann – und zwar in Nuancen. Für mich ist der Pantoffel voll der Lebensschuh. So wie vieles, das heute trendet, früher mal als Lesbenstyle abgewertet wurde. Solche Umkehrungen gibt es ständig in der Mode.

Vapaux: Ich trage im Alltag auch fast ausschließlich Plüschpantoffeln. Mal blau, mal rosa, an der Uni genauso wie auf Partys. Ich mag es, wenn Leute sich wundern, ob ich meine Straßenschuhe vergessen haben.

Yaghoobifarah: Ich trage Pantoffeln, egal ob ich mit dem Hund rausgehe oder auf einem gehobenen Event bin.

SPIEGEL: Man kann diese Egal-Haltung auch etwas bemüht finden. Sich zu festlichen Anlässen festlich zu kleiden ist ein Mindestmaß an Konvention, auf das die meisten Menschen sich einigen können.

Yaghoobifarah: Zunächst einmal können Pantoffeln durchaus schick sein, Lederloafer etwa. Generell habe ich keine Lust auf Anpassung. »Camp«, also der Stil, den die Essayistin Susan Sontag als Liebe zum Übertriebenen, Unnatürlichen und Kitschigen beschrieben hat, ist ein wichtiger Teil meiner Ästhetik. Darin steckt eine Antihaltung.

SPIEGEL: Wogegen opponieren Sie?

Yaghoobifarah: Konventionen. Ich definiere mich zwar als nicht binäre Person, aber ich werde als weiblich gelesen. Von Frauen und Leuten wie mir wird erwartet, dass sie auf gehobenen Events in unbequemen Schuhen mit hohen Absätzen herumlaufen.

SPIEGEL: Wer erwartet das?

Yaghoobifarah: Die Dominanzgesellschaft. Das finde ich voll die Zumutung. Schon als Teenager habe ich nur Converse- oder Vans-Sneaker getragen, aber nie einen Girlie-Schuh. Meine Tante meinte dann irgendwann zu



Andreas Chudowski / DER SPIEGEL

Autorin Vapaux: »Das Gefühl, nicht angenommen zu werden, kenne ich nur zu gut«

meiner Mutter: »Du musst Hengameh andere Schuhe kaufen. Sonst wird's am Ende noch eine Lesbe.« Ihr war nicht klar, dass ich damals schon ein Tomboy war. Und jetzt komme ich wieder zum Pantoffel: Er ist für mich die größtmögliche Form der Verweigerung. Sneaker setzen immer noch voraus, dass man sich bückt und die Schnürsenkel zumacht, doch nicht mal dazu bin ich gewillt.

SPIEGEL: Es klingt, als habe Ihr Tabubruch auch die Aufgabe, sich über eine bestimmte Gruppe zu erheben: den Mainstream. Ist das nicht schon wieder ziemlich elitär?

Yaghoobifarah: Regelbruch kann auch von unten nach oben durchgeführt werden. Zumal die meisten Leute sich eh nicht mit Mode auseinandersetzen und gar nicht schnallen, was ich trage. Von denen lasse ich mir sicherlich nicht sagen, was stylish ist. Summa summarum wäre ich vorsichtig damit, Abgrenzungen von der Dominanzgesellschaft als »elitär« zu bezeichnen. Damit hat es nichts zu tun.

SPIEGEL: Sondern?

Yaghoobifarah: Mich reizt das Spiel mit dem Hässlichen. Es macht einen Unterschied, ob eine normschöne Person es spielt oder eine dicke wie ich. Das Hässliche wird bei mir nicht als Bruch gelesen. Wenn man so aussieht wie ich, wird einem im Grunde jedes Gespür für Mode und Ästhetik abgesprochen. Im Sinne von: Die Person hat eh keine Kontrolle über ihr Leben. An dicken Körpern wirkt vie-

les drollig. Ihr kennt die Modemarke Cos? Ich finde ja, dass deren Teile generell so kindergärtnerinnenmäßig aussehen. An schlanken Skandinavieren hat das etwas Modisches. Ich dagegen sehe damit aus wie: Ulla, 43, hat einen Bastelladen.

SPIEGEL: Kostet Sie Ihre Art, sich zu kleiden, Überwindung?

Yaghoobifarah: Am Anfang war das schon so, weil die gesellschaftliche Meinung über einen Körper wie meinen lautet, dass er versteckt oder kaschiert gehört, am liebsten sollte er unsichtbar sein. Ich habe aber keinen Bock, die ganze Zeit Klamotten zu tragen, die nichts ausdrücken. Klar, dazu braucht es Mut. Es geht aber nicht um Scham, es geht um einen Realitycheck: Egal wie pferdemädchenmäßig ich mich kleide, ich werde nie ein Pferdemädchen sein. Wenn du dir das einmal klargemacht hast, kann das sehr befreiend sein.

SPIEGEL: Wer sind die Menschen, die Ihren Kleidungsstil verstehen?

Yaghoobifarah: Oft andere queere Leute.

SPIEGEL: Setzt es Diskriminierungserfahrung voraus, Ihre Codes richtig zu lesen?

Yaghoobifarah: Queerness ist nicht in erster Linie Diskriminierungserfahrung, sondern ein Ausbruch aus dem Raster der Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität. Es ist eine spezielle Art, die Welt zu sehen und zu begehren.

SPIEGEL: Finden Sie, dass Frau Vapaux alles tragen kann?

Yaghoobifarah: Auf einer gesellschaftlichen Ebene hat sie ganz klar die Freiheit dazu, ja. Valentina sieht einfach aus wie ein Model, deshalb wirkt sie, egal was sie trägt, immer positiv. Selbst wenn sie was Ultrahässliches trüge, würden die Leute das im Zweifelsfall für artsy, ironisch oder einen mutigen Bruch halten.

Vapaux: Das Gefühl, nicht angenommen zu werden, kenne ich aber auch nur zu gut. Ich hatte in der Schule nicht so eine megatolle Zeit. Ich war schon immer ein superlauter, meinungsstarker Mensch. Ich habe mich ziemlich früh als bisexuell geoutet und Mädchen gedatet. Zu dem Zeitpunkt war ich die einzige queere Person an meiner Schule, die sich geoutet hatte. Ich hatte immer das Gefühl, nicht richtig in die Heterowelt hineinzugehören, von der queerer Community fühlte ich mich aber auch nicht akzeptiert, einfach weil ich weiterhin als hetero gelesen wurde und mich auch von meinem Kleidungsstil weiblich gegeben habe. Ich habe dann versucht, mir diese queeren Codes anzueignen.

SPIEGEL: Nämlich?

Vapaux: Ich habe mich ganz lange an medialen Stereotypen orientiert von Frauen, die Frauen daten. Habe mit verschiedensten Haarfarben experimentiert und mit fetten Metallketten aus dem Baumarkt als Halsschmuck. So ein bisschen 2017er Techno-Grunge.

SPIEGEL: Was hat sich dadurch geändert?

Vapaux: Ich wurde in queeren Spaces anders behandelt und habe mich dadurch besser gefühlt. Mit der Zeit aber merkte ich, dass ich viele Dinge, die mich ausmachen, ignoriert oder unterdrückt habe. Das Mädchenhafte oder meine kindliche Seite, die ein großer Teil von mir sind. Ich habe mich nicht mehr wirklich als ich selbst gefühlt, weil ich so sehr versucht habe, Teil dieser queeren Welt zu sein. Ich dachte, wenn ich queer bin, muss ich mir einen bestimmten Stil aneignen. Erst in den vergangenen Jahren habe ich zu mir zurückgefunden. Wenn jemand mich heute sieht, weiß er nicht, was alles meine Identität ausmacht.

SPIEGEL: Wissen Sie es?

Vapaux: Ich habe etwas Entscheidendes herausgefunden: Ich kann queer und ich kann feminin sein, ich kann aussehen, wie ich aussehe, und all diese vermeintlichen Widersprüche, die ich in mir trage, sind keine, sofern ich sie zulasse. Sie geben ein kohärentes Bild meiner Person ab, meiner Identität. Seitdem mir das klar ist, bin ich viel glücklicher, weil ich weiß, dass ich in vielen Aspekten, wenn man es denn in binären Kategorien denken möchte, auch maskulin bin.

Yaghoobifarah: Ich finde dein Outfit heute voll lesbisch.

SPIEGEL: Was daran ist lesbisch?

Yaghoobifarah: Das sieht halt aus wie das Duo t.A.T.u. im Musikvideo »All the Things She Said«.

Vapaux: Stimmt! Du hast recht!

Yaghoobifarah: Das Oversized-Hemd, die Krawatte sowieso. Die Zöpfe. Ich hätte fast ein ähnliches Outfit mitgebracht, nur mit einem rosafarben karierten Rock.

SPIEGEL: Wann fühlen Sie sich mehr als Sie selbst? Nackt oder angezogen?

Yaghoobifarah: Angezogen.

Vapaux: Ich auch. Weil ich dann mein Inneres nach außen transportieren kann. So ein nackter menschlicher Körper ist leer.

Yaghoobifarah: Als non-binäre Person ist es ja klar. Bin ich nackt, schreiben mir Leute aufgrund essenzielistischer Annahmen über männliche und weibliche Körper ein Geschlecht zu, das nicht meins ist. Es gibt halt nicht den nicht binären Körper. Durch Kleidung kann ich viel mehr verwischen, veruneindeutigen. Ich kann aber auch durch ein Outfit eine spezielle Stimmung erzeugen.

SPIEGEL: Ist Kleidung ein Schutz?

Vapaux: Nein, sie ist Angriffsfläche.

SPIEGEL: Inwiefern?

Vapaux: Weil ich sowohl im Sommer als auch im Winter viel von meinem Körper zeige und dafür immer wieder verschiedene Formen der Übergriffigkeit erfahre: zu lange und auf-

dringliche Blicke, zweideutige Gesten, unerwünschte Berührungen oder sexistisch beleidigende Bemerkungen. Aber das ist halt der Preis, den ich zahlen muss, um mich ausdrücken zu können. Ich sehe es nicht ein, mich selbst zu limitieren.

SPIEGEL: Hengameh Yaghoobifarah, erlebt man als non-binäre Person ebenfalls Sexismus?

Yaghoobifarah: Non-binäre Personen können sehr unterschiedlich wahrgenommen werden, ein großer Teil von ihnen erfährt definitiv Sexismus. Ich erlebe durch bestimmte Outfits ebenfalls sexuelle Belästigung oder Catcalling, also dass mir jemand etwas Anzügliches hinterherruft. Die Blicke und Angriffe können aber auch durch das Tragen queerer Aufdrucke oder einen flamboyant gestylten, dicken Körper ausgelöst werden.

SPIEGEL: In früheren Zeiten war es leicht, Menschen anhand ihrer Kleidung einzuordnen. Ein Bauer kam anders daher als ein Edelmann, der Fürst anders als sein Diener. Heute tragen Firmenchefs Hoodies, und der bravste Mensch aus wohlbehüteten Verhältnissen kommt im Ghetto-Look daher. Kann man Sie beide anhand Ihres Outfits kategorisieren?

Vapaux: Im Gegenteil. Mein Äußeres ist konträr zu meinem Inneren. Als Schreiberin sind Themen, die mich am meisten beschäftigen: Apokalypse, Tod, weibliche Rache und Wut. Das heißt nicht, dass ich traurig durchs Leben laufe, sondern nur, dass ich mich damit künstlerisch auseinandersetze. Ich sehe zwar aus wie ein Schulmädchen, aber dann klatsche ich den Leuten so ein apokalyptisches Gedicht hin, in dem alle sich blutig ermorden.

Yaghoobifarah: Ich sehe da keinen Widerspruch. Ich finde, Schulmädchen haben was total Düsteres. Die Teenagerzeit ist eine sehr schwere Zeit, auch wenn Menschen später die Aggression vergessen, die sie damals spürten. Aber Sie hatten gefragt, ob wir uns durch unsere Kleidung komplett repräsentiert fühlen: Jein, würde ich sagen. Oft ist es schlicht so, dass die Klamotte, die ich haben möchte, in meiner Größe nicht auffindbar ist.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Yaghoobifarah: Vor ein paar Jahren wollte ich unbedingt eine richtig geile weite Baggy-Jeans. Das war noch bevor die Fast-Fashionmäßig getrendet hat. Ich habe alle möglichen Secondhandshops danach durchgesehen, die Jeans muss mir ja nicht nur passen, sie muss mir sogar zu groß sein, extrem locker sitzen. Keine Chance. Als schlanke Person hast du halt voll die krasse Auswahl. Für mich gibt es immer nur Kompromisse.

SPIEGEL: Viele Modemarken haben inzwischen eine Plus-Size-Linie.

Yaghoobifarah: Die haben halt gecheckt, dass dicke Leute nicht nur bei C&A shoppen wollen, sondern auch Sachen tragen, die trenden und Spaß machen. Den Prada-Blazer, den ich an habe, den habe ich auf Ebay-Kleinanzeigen im Set mit der Hose für 25 Euro gekauft.

SPIEGEL: Ist es wichtig, dass er von Prada ist? Oder könnte er auch von Boss sein?

Yaghoobifarah: Boss vermeide ich wegen der NS-Vergangenheit, aber es könnte auch Jacquemus oder Dior sein. Du siehst von außen zwar nicht, dass es Prada ist, aber es ist schon nice, günstig Designerware zu fin-

»Ich erlebe durch bestimmte Outfits sexuelle Belästigung.«

Yaghoobifarah



Andreas Chudowski / DER SPIEGEL

den. Man fühlt sich gleich noch mal besser.

SPIEGEL: Ist das nicht Einbildung?

Yaghoobifarah: Mode ist immer Einbildung. Die meisten Leute wissen nicht, dass die Pantoffeln, die ich trage, 200 Euro kosten. Die denken, das ist Primark, acht Euro.

Vapaux: Es gibt halt verschiedene Arten von Vintage. Die Bluse, die ich heute trage, habe ich vor Jahren für zwei Euro in New York gekauft. Die ist riesengroß, ich liebe sie, das ist richtig gute Qualität. Und leicht zu bügeln. Alle meine Freundinnen haben die schon getragen, an jeder sieht sie anders aus, trotzdem an allen irgendwie cool.

SPIEGEL: Welches Designteil haben Sie zuletzt neu gekauft?

Vapaux: Ein Kleid von Ottolinger im Sample-Sale, also etwas, das aus der alten Kollektion übrig war. Es war geschnitten wie ein Hemd und sah zer-rissen aus.

Yaghoobifarah: Lass mich ganz kurz überlegen. Vielleicht war es dieses schwarze Langarm-Sweatshirt von Eckhaus Latta, mit so einem durchlöcherten Rücken. Im Moment interessiert mich eher Kleidung, die so ein bisschen sumpf-elfig ist.

SPIEGEL: Sumpf-elfig?

Vapaux: Ich verstehe genau, wovon Hengameh spricht.

Yaghoobifarah: Ich rede von Stücken, bei denen du das Gefühl hast, dass sie auseinandergerissen und wieder zusammengefügt wurden. Cyborg-haft. Uneindeutig und neu besetzt. Die so irgendwie wie aus dem Jenseits wirken.

SPIEGEL: Aus dem Jenseits?

Yaghoobifarah: Ich würde meinen Style schon im Jenseits verorten.

Vapaux: Es ist nicht das christliche, himmlische Jenseits.

Yaghoobifarah: Queere Leute sind immer im Jenseits. Entweder wir existieren nicht, oder wir existieren nur in einer Fantasie.

SPIEGEL: Sie wirken beide recht real.

Yaghoobifarah: Wir reden von einer Parallelwelt.

Vapaux: Es gibt ja nicht den einen Gen-Z-Style. In meiner Generation werden Trends zwar immer noch von Konzernen wie H&M und Zara mitbestimmt, wir haben aber viel mehr Nischen. Viele Leute haben durch den Einfluss von TikTok, Pinterest und Tumblr ihre eigenen Subkulturen. Die werden verstärkt von queeren Personen geprägt. Der Mainstream pickt sich davon immer nur einzelne Elemente raus.

Yaghoobifarah: Das Ding ist ja: Die heterosexuelle Welt ist eine sehr traurige – deswegen wird versucht, aus ihr auszubrechen. Oder den Spaß, der von Queers verkörpert wird, reinzuholen.



Andreas Chudowski / DER SPIEGEL

SPIEGEL: Steile These. Warum sollte die Mehrheitsgesellschaft ein trauriges Leben führen?

Yaghoobifarah: Traurig im Sinne von limitiert. Es sind einfach sehr strikte Rollen, die eingenommen werden müssen, sodass viele Sachen schnell nicht mehr gehen oder als verwerflich gelten. Deswegen gibt es so viel Hetero-Pessimismus und Hetero-Fatalismus. Das kann Mario Barth sein, der sich über seine Hetero-Beziehungen auf sexistische Art und Weise lustig macht. Oder Frauen, die sagen: Eigentlich hasse ich Männer, aber ich bin halt hetero. Es sind ja – mit einigen Ausnahmen – viele Leute nicht unbedingt glücklich darüber, hetero zu sein. Die behaupten gar nicht, dass hetero zu sein das tollste Leben ist. Es ist einfach nur das Leben, das sie führen.

SPIEGEL: Ein Hetero-Dasein kann schon auch ziemlich erfüllt sein.

Yaghoobifarah: Klar, es gibt Fundis. Aber sogar so ein reaktionärer Typ wie der Komiker Mario Barth, der meilenweit davon entfernt ist, links oder gesellschaftskritisch zu sein, trägt diesen Hetero-Fatalismus in sich. Deswegen sind Queers so eine große Projektionsfläche. Genauso wie es von der Einfallslosigkeit weißer Kultur zeugt, sich immer wieder an Schwarzer Kultur zu bedienen, um Sachen cooler zu machen. Sehr viele Fashion-Trends kommen ja nicht nur von queeren, sondern vor allem von Schwarzen queeren Leuten.

Fashionistas Vapaux, Yaghoobifarah

»Die Modewelt ist misogyn und ausbeuterisch.«

Vapaux

SPIEGEL: Ist Mode nicht immer Aneignung?

Vapaux: Das ist eine komplexe Angelegenheit. Die Modewelt ist misogyn und ausbeuterisch, und es wäre falsch, das zu beschönigen. Trotzdem glaube ich, dass wir jetzt an einem Punkt sind, wo sich Dinge zu verändern beginnen. Selbst auf dem Laufsteg ist jetzt mehr Repräsentation: Du siehst nicht mehr nur diese abgemagerten Models.

Yaghoobifarah: Dicke Models wirst du in einem Jahr nicht mehr auf den Laufstegen finden. Das war ein Hype, und der ist jetzt over. Bald kommt wieder der androgyne Typ zurück. Die Modeindustrie geht nicht progressiv voran. Aber es ist auch ein gesellschaftliches Problem: Ich würde mir wünschen, dass dicke Körper genauso als androgyne angesehen werden. Warum muss es ausschließlich dieses Kindliche, Skinny und oft auch Weiße sein?

SPIEGEL: Selbst wenn Sie die Modeindustrie kritisieren, als Konsumenten stützen Sie sie.

Yaghoobifarah: Ich habe genug Kleidung, eigentlich müsste ich mein Leben lang keine Klamotten mehr kaufen. Aber mich einzukleiden ist nun mal eben nicht ihre einzige Funktion für mich. Kleidung ist ein Ausdrucksmittel. Die härteste Kritik, die ich ausüben könnte, wäre, Mode nicht mehr zu kaufen, sondern zu klauen. Oder selbst zu machen.

Vapaux: Secondhand ist der einfachste Weg, sich dem zumindest ein bisschen zu entziehen. Aber vieles davon ist teurer als neue Ware, und man muss erst mal die Zeit dafür haben, sich derart ausführlich mit Mode beschäftigen zu können. Insofern ist es schon wieder ein Privileg.

SPIEGEL: Sollten wir als Gesellschaft dahin kommen, dass Männer und Frauen sich gleich anziehen?

Yaghoobifarah: Wenn Sie von Unisex reden, dann nicht. Denn das, was momentan als Unisex verkauft wird, ist einfach nur Männermode in Pastellfarben.

Vapaux: Gleichberechtigung hat für mich nichts damit zu tun, dass Männer und Frauen sich in ihrem Äußeren ähnlicher werden, im Gegenteil: Mode sollte individueller und freier werden. Ich finde es großartig, dass sich jeder inzwischen modetechnisch aus allen Ecken etwas rausziehen kann. Haben Sie gesehen, wie viele Männer auf dem Christopher Street Day mit Riesen-High-Heels rumlaufen? Das ist für mich das Natürlichste der Welt.

SPIEGEL: Frau Vapaux, Hengameh Yaghoobifarah, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ■